

Aug in sichtbar Stärke und Länge. Waustrümpfe scheinen Natur mit Vorliebe mit einem Schurrbart zu begnügen.

Da in den orientalischen Völkern ein behaartes Weibergeschlecht nicht gebildet wird, so hat man dort frühzeitig an die Verfertigung der unbedeckten Haare gedacht und unter dem Namen Kusma ein Mittel eingeführt, welches aus Kalkpulver und Schwefelarsen besteht. Unirpümlig benutzte man in der Türkei ein Mineral, armenischfahriges Eisenoxyd, welches in Galatien gefunden, sein gelblich und mit gelbem Kalk verbunden wurde. Dieses jetzt in Europa nachgemachte Pulver wird mit Wasser zu einem Brei gerührt, auf die zu entfernende Haare geschrien, bis zum Eintritt der beizenden Wirkung auf die Haut liegen gelassen und dann mit einer Wasserflinge abgewaschen. Die Stelle wird schließlich mit Wasser gewaschen und mit etwas Cold-Cream besstrichen. Ein sehr schnell wirkendes Enthaarungsmittel ist das von Prof. Redwood angegebene. Es besteht in einer konzentrierten Lösung von Schwefelbaryum, welches mit Stärkekügelchen ausgegossen wird. Die meisten Depilatorien enthalten Arsenik.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia soll ein Weib viele Jahre lang unter dem Schurrbart gehend haben und wegen ihrer Tapferkeit sogar zum Wittmeißer avanciert sein. Sie trug einen gewaltigen Schurrbart und ließ sich rasieren. Als man ihr Geschlecht entdeckte, wurde sie mit 600 Gulden pensioniert und ihr das Gelübniß abgenommen, stets weibliche Kleidung zu tragen.

Die alten Griechen fabrizierten von einer behaarten Venus, und aus Aristoteles und Herodot wissen wir, daß eine Priesterin der Athene in Karien einen großen Bart hatte, was als Verbeugung galt. Die Holländerinnen machen uns mit drei weiblichen Heiligen bekannt (Paula, Galla und Wilgefortis), die sich durch einen fätslichen Bart auszeichnen. Wilgefortis, ein künigliches Geschlecht, wünschte, was heutzutage kaum vorkommen dürfte, daß ihr Bräutigam sie verheirathe. Da sie sehr schön war, so beehrte sie, entsetzt zu werden; sie wurde erkört und beharrt. Die Nonnen Paula und Galla erhielten auf ihr Gebet einen reichen Bartwuchs, um den Nachschlungen der Männer zu entgehen. Die Verehrung der Wilgefortis, die noch eine Legion anderer Namen führt (z. B. Kammernis), muß sich über viele Länder erstreckt haben (z. B. in Deutschland, einmige Kilometer von Wänden). Hier ist ihr die Kirche des kleinen Arles geweiht; ihr hochgeschätztes, gefrenztes Wandsbild in zweidrittel Lebensgröße bildet das Hauptstück des Hochaltars.

Nach Darwin wurzelt der Bart des Mannes, die Bartlosigkeit der Frau in dem wesentlichen Wohlgefallen der beiden Geschlechter an einander. Die Amos, die Bewohner der nördlichen Inseln des japanischen Archipels, die besaartesten Menschen der Welt, bestanden seine Annahme. Bei ihnen gehört zur weiblichen Schönheit ein Bart. Da ein solcher sich nicht von selbst einstellt, so kommen sie der Natur dadurch zu Hilfe, daß sie den Wänden im jartesten Alter einen Bart auf die Oberlippe tätowieren, der bei der herangereiften Jungfrau als blauchwarzer Schurrbart Entzünden hervorruft. Als

die japanische Regierung diese Tätowierung als eines gestitteten Volkes unwürdig verbot, verfluchten alle Witter: Wer wird nun unsere Leiber betrahen! Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf Jaso und wohl auch auf den benachbarten Inseln ein härteres Weibergeschlecht aufgewachsen wäre, wenn die Jungmädchen sich eines natürlichen Jovens-Raumens erfreut hätten. Das sogenannte Prinzip der „spekialen Auslese“ hätte binnen einiger Jahrhunderte diesen Sieg erkochten.

Von jeher machten die abwechselnden Bartmoden Personen notwendig, welche das Auf- und Abputzen des Bartes besorgten. Kaiser Julian fand beim Eintritt seiner Regierung tausend Hofbarbiere, die in so glänzender Aufzuge, daß er beim Erscheinen eines solchen Prachtexemplars ausrief: „Einen Barbier, keinen Senator habe ich verlangt.“

Als im 11. Jahrhundert im westlichen Europa die Warte in Mißkredit gerieten und kein Wdiger in den Ritterstand aufgenommen wurde, der sich nicht der Keuschheit halber den Bart abschneiden ließ, bildete sich in Deutschland das Bartabnehmen zur Profession heraus. Die Barbier bildeten eine eigene Korporation, die in so geringer Achtung stand, daß die schon unter Heinrich I. aufgenommenen übrigen Innungen und Zünfte Barbierjöhne ebenso wie Leibeigene und uneheliche Kinder ausschloffen. Das Vorurtheil erhielt sich Jahrhunderte lang. Erst auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 und in der 1577 zu Frankfurt publizierten verbesserten kaiserlichen Reichspolizeiorordnung wurden die Barbier für ehrlich und zünftig erklärt.

Zu den Beschäftigungen der Barbier gehörte bei den gebildeten Völkern des Alterthums keineswegs auch die Ausübung der Chirurgie. Aber in den späteren Zeiten des Mittelalters, als der sagt allein die Heilunde pflegenden Wänden das Blutergießen bei Strafe des Kirchenbanns unterlag war — die Kirchenverammlung zu Tours sprach 1163 u. a. solch ein Verbot aus —, legten sich die Barbier auf die Chirurgie und würdigsten sie zu einem handwerksmäßig geübten und erlernten Gewerbe herab. König Wenzel von Böhmen erließ eigene Jungstafge für sie. Kaiser Leopold I. erklärte in dem Privilegium chirurgicum vom 28. Febr. 1686 die Profession der Barbier für eine Kunst und schick als Meistertitel fast des bis dahin üblichen Scherer- und Messerschleiers die Verfertigung verschiedener Klaffen und Salben vor.

In den markgräflich brandenburgischen Befähigungsbriefen wurde im 16. Jahrhundert den vorzüglichsten Meistern des Barbier- und Wundärztbandwerks gegen die eintommenden Wundfärste Schutz verprochen und anerkant, daß jeder bei der Aufnahme in die Meisterschaft nach erhaltenem Bürgerrechte solle verhört werden vom Haupt an bis auf den Fuß, ob er auch Erfahrung habe von geschlageneu, geschödenen, gebauenen und gefallenen Wunden. Der Aufzunehmende solle auch gefragt werden, ob er Wissenschaft habe, wo alle und jede Gliedmaßen des menschlichen Körpers ein- und ausgehen und wo sie wieder einbringen.“

In Preußen bildeten die Barbier bis zur Aufhebung der Privilegien, Zünfte und Innungen im Jahre 1810 eine geschlossene Innung, welcher die Ausübung der niederen Chirurgie fast

welcher er mit dem Buche verbunden wissen will und welcher darin besteht, den Uberglauben so viel als möglich zu beschränken und die Kenntnis der Wahrheit nach Kräften zu fördern, in hohem Maße erreichen wird. Möge das Buch recht bald bei allen Freunden der ausübenden Witterungskunde ein Handbuch in eigentlicher Sinne des Wortes werden.

Dr. Ullm, Der unentbehrliche Ratgeber in dem Verkehr mit allen Staats- und Gemeindebehörden. Ein Handbuch über jedermann bei Abfassung von Gesuchen und Beschwerden aller Art in allen Verwaltungen und Hofstellen-Angelegenheiten, mit vielen Formularen. 3. Aufl. 168 S. Kart. 1,80 M. Leipzig, Verlag v. Gustav Weigel.

Einige prächtige Neilektüre zu finden, ist schwerer, als es erscheint; sie muß sehr amüsiert sein und doch nicht so spannen, daß man den Bogenwechsel darüber veräumt, sie muß ein richtiges Format haben und — muß billig sein, damit die Menge an ihre Erhaltung nicht allzuständig auf uns laftet. All diese Wünsche und Ansprüche betriebet der kleine Band, in dem zwei lustige Geschichten von Hadländer, dem wieserproben Riebelgelder und allezeit fesslichen Erzähler: „Montecchi und Capuletti“ und „Ein Sperlichadonnenet an acht“, mit 50 reizenden Illustrationen von Eugen Dörfling jedoch erziehen (G. Krabbe in Stuttgart, Preis 1 M.). Die lebenswunderschöne, aber auch die Erzähler zu folgen und welche eleganten, amüsierten Bildchen führt er uns vor! Die großartige Amerikaner, die schon auf der

Leberfahrt ihren Reisegefährten und den Leser erkört, wie vornehm einfach erachtet sie auf dem feinerbedinglichen Hofball in Witten ihrer sehr verchieden namentlichen Verehrer, und wenn in „Sperlichadonnenet“ der Dichter selbst sich etwas ironisch zu seinen beiden Nebenbuhlern verhält, der Stil des Künstler hat sie mit so viel Fleiß dargestellt, daß es sehr glaublich wird, wie ein Zehnerbeuch neben ihrem Sperlich verhängnisvoll werden mußte.

Geschichte der deutschen Kunst. Von W. H. v. Döme, G. Sonntag, J. L. Seiling, Fr. Wipmann. Mit zahlreichen Textillustrationen, Tafeln und Farbendruck in ca. 24 Lieferungen. 2 Bde. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Die beiden erziehene 2. Lieferung dieses wieserproben Werkes enthält den Anfang der Geschichte der Baukunst von Direktor Dr. Nob. Döme, die Freiheit und einen Teil der Blüthezeit des romanischen Stiles umfassen.

Untere Haut und ihre Beziehungen zu Kaltwasserkurzen. Ein Führer zur Erkenntnis und Wiederherstellung der Gewinnde ohne die Anstöße, welche aus dem Gebrauche einer Kaltwasserkur in irgend einer Anstalt. Von Dr. Karl Wunde. Zweite Auflage. Leipzig, Amold'sche Buchhandlung, 1885/86 S. 80.

Verhältnisse bedingte Bildungsfähigkeit, der wir auf einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Wände Vogel besitzen die Gabe fremde Töne naturgetreu wiederzugeben in erstaunlich hohem Grade. Ihnen ist keine Stimme, kein Laut, kein Geräusch unnachahmbar und ihre Ausdauer im Erwidern des Gehörten ist bemerkenswerth. Unter Gesichtshaken versteht den gelbsten Pfiff des Falken so getreu nachzuahmen, daß die kleinsten Vögel entsetzt fliehen, sobald er ihn ertönen läßt.

Der herrliche Ruf des Pirols scheint dem Staar besonders zu gefallen. Es kostet ihm viel Mühe und Kopfzerbrechen und fleißiges Studiren, ehe er ihn erlernt; aber er lernt ihn und zwar oft in erstaunlicher Keuschheit. Nach vieles andere lernt der wunderliche Vögel. Die Stimmen der Krähe und Dohle, das Schilpen der Spagel, jedoch aber auch das Klappern der Wühle und andere merkwürdige Geräusche scheinen ihm besonders nachahmenwerth zu sein. Nichts ist ihm zu schwer, nichts sonderbar genug.

In dem Gesänge des Drossel-Robkängers hört man deutlich das Klappen des Schußs und das Klackern der Welle und die krurrenden Töne, welche den Hauptbestandtheil des Gesanges bilden, lassen erkennen, daß dem Sänger die Frische die Lehrmeister gewesen.

Der Gartenlaubvogel oder Bastardnachtfalch vermischt mit seinem Gesänge die Stropfen anderer Singvögel. Die größten Meister in der Kunst die Gesänge anderer Vögel nachzuahmen sind indessen der Grau- und Rothkopfwürger und vor allen anderen der Neuntöbter.

Einen eigenen, eigentlichen Gesang besitzt der Neuntöbter nicht. Seine rauhe Stropfen sind alles, was er sein Eigen nennt. Die Nachahmungsgabe dieses Vogels ist indessen vermag entwickelt, daß er alle Vogellieder, denen er zu lauschen Gelegenheit hatte, getreu und täuschend ähnlich wiederzugeben vermag. Ihm sind Nachtfalch, Grasmücke, Schwarzkopf, Gartenjäger, Rothschwanz, Lerche, Ammer, Fint, Hänfling, Schwabe, Amsel, Drossel, Staar, Pirol, Wachtel, Hechhuhn, kurz alle Vögel in Feld und Wald die Lehrmeister und alles, was er von ihnen erlernt, weiß er auf eine so feine Art in einander zu verschmelzen, daß man kaum einen Ubergang wahrnehmen kann. — Gleiche Fähigkeiten, wie sie der Neuntöbter besitzt, werden der amerikanischen Spottdrossel nachgerühmt.

Die einer äußerst bizarr und wunderbar melodischen Stimme ausgerüstet und Meisterin in der Kunst das Gehörte bald wiederzugeben vermag sie insofern das Erlernte wie das Eigene zu einem so harmonischen Ganzen zu vereinigen, daß manche Vogelmeister ihren Gesang weit über den unierer Nachtfalch stellen. Von der Treue ihrer Nachahmung weiß Wilson wunderbares zu berichten. Durch sie geküßelt laiert der Jäger auf einen Vogel, der meilenweit in der Runde nicht anzutreffen ist. Einzelne Vögel folgen dem Vortrife, indem sie wöhnen die Stimmen ihres Vaters vernommen zu haben, oder sie suchen das Weite, erschrickt durch den kühnen nachgeahmten Schrei eines Falten. — Die Schär der mit solcher Nachahmungsfähigkeit begabten Vögel ist ziemlich zahlreich, doch gelangen von den einzelnen Arten nicht alle Individuen zur Meisterschaft in dieser Kunst. Je nach der Gegend, in welcher ein solcher Vogel angewohnt ist, ob dieselbe von vielen oder wenigen guten Singern bevölkert ist, richtet sich der Grad der Vollkommenheit seines Gesanges.

Wirklich erstaunliche Resultate sind in dieser Hinsicht zu erzielen, wenn der Mensch dem Vogel den Lehrmeister stellt, oder selbst die Stelle eines solchen übernimmt. Der junge Hänfling, der in der Freiheit niemals daran denkt, die Stimme eines anderen Vogels nachzuahmen, erlernt mit Keuschheit die Lieber anderer Singvögel und selbst das der Nachtfalch. Der Dompfaff spielt die Weisen von 2 oder 3 verschiedenen Vögeln nach, ohne die eine mit der andern zu vermischen und ohne Anstöß oder Fehler. Amsel und Drossel sind auch geübte Schüler, aber nicht in dem Maße wie der Dompfaff. Dabingegen lernt der Staar ohne besondere Anstrengung ganze Lieder preisen und Dutzende von Worten nachsprechen. Nannmann berichtet von einem Staare, der das Vaterunser vom Anfang bis zum Ende herbeden konnte. Die ausländischen Verwandten unseres Staars können mitunter ebenfalls Erstaunliches leisten. Unter ihnen verdienen die Amsel oder Wainaten besondere Erwähnung. Am Zoologischen Garten zu London war vor zwei Jahren eine Hühnerfalk (graculus religiosus), mit der man sich unterhalten konnte. Auf die Frage: „How

do you do?“ antwortete sie mit: „Pretty well, thank you“ zc. Der Vogel war ein Wunder in seiner Art. Die Waben, Krähen, Eistern, Dohlen und dann namentlich der Eichelhäber, der europäische Papagei, wie man ihn nennt, sie alle sind unter vorzügliche Schüler. — Seit man es dahin gebracht hat, sogar den Kanarienvogel das Sprechen zu lehren, kann man wohl behaupten, daß schließlich jedem Vogel, wenigstens den Singvögeln, bei hinreichender Geduld und Ausdauer seitens des Lehrmeisters etwas beizubringen ist.

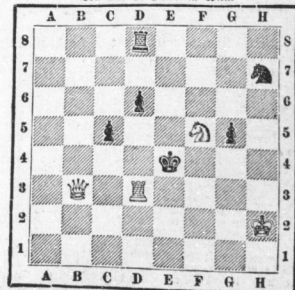
Alle die bisher angeführten Arten werden indessen von vielen Papageien weit übertroffen. Die Araras, Kakabus und andere lernen gut und leicht, doch auch ihr Talent wird von dem der Amazonen und des Graupapagei in den Schatten gestellt. Vor solchen Vögeln steht man manchmal wie vor einem Witzfalk. Hunderte von Worten und ganzen Sätzen sind ihm geläufig; er preist und singt verschiedene Lieder und selbst Arten und weiß die Stimme seines Lehrmeisters und anderer Personen, mit denen er verkehrt, mit einer Treue wiederzugeben, die in Erfahrung setzt. Sein Vortragsstück scheint unerschöpflich; sein Gedächtnis ist großartig und seine Auffassungsgabe ist bemerkenswerth.

Es giebt nun lehrmeister noch Menschen, welche der Aussicht sind, daß man einem Vogel, den man das Sprechen zu lehren wünscht, vorher, die Junge lösen“ müsse. Wir ersinnern uns allerdings, vor kurzem in einer Zeitschrift für Vogelliebhaber seitens des Herausgebers die Behauptung gelesen zu haben, daß verglichen nicht mehr vorkomme. Wir wissen indessen zu genau, daß verglichen doch noch vorkommt und daß es noch immer Leute giebt, welche dumme und ferglos genug sind, die Operation des „Jungenlösen“ vorzunehmen, in dem thörichten Wahne, dieselbe erleichtere dem Vogel das Lernen oder sei gar dazu erforderlich. In einem so großen Kunstwerke, wie die Vogelzucht es ist, vermag der Mensch nichts zu verbessern.

Das Einzige, was er durch seinen plumpen Eingriff erreicht, ist, daß er die Beweglichkeit der Zunge des Vogels in höchstem Grade gefährdet und dem Opfer seiner Unwissenheit nur Unbehagen und herbe Schmerzen bereitet. Das Endresultat seiner Nachahmerei ist sehr häufig das entgegengesetzte von dem ursprünglich beabsichtigten. Der gemarkete Vogel verliert häufig die Gelehrtheit seiner Zunge und lernt wenig oder nichts. — Die oben angeführten Beispiele beweisen deutlich genug, daß ein Vogel, der überhaupt zum Nachahmen fremder Laute und Stimmen vermagt ist, diese auch in der Freiheit erlernt. Wer mag ihm wohl dort die „Junge lösen“ haben? Die fürsorgliche Mutter Natur hat sie ihm geküßelt; sie hat ihm mit geküßelter Zunge erschaffen. — Alle die Vogelquäler aber, welche der Unluste des Jungenlösen noch immer eine heilsame Wirkung zuschreiben, wissen sich die treffenden Worte Alfred Drahm's zur Richtschnur nehmen: Statt einem Vogel die Zunge zu lösen, solle mancher lieber bestrebt sein, sein eigenes Gehör zu lösen aus den Banden überkommener und ererbter Dummheit, in denen er schmachtet!“

Sach.

Rechtigt von G. Schallopp. Aufgabe Nr. 118. Von Dr. E. Weib in Wien.



(4 + 4 = 10.) Weiß steht an und spielt im 3. Zuge mat.



Milch und dasjenige hinterte, womit sie denjenigen füttern wollte. Ja, ja! so ist es! fügte ein lücker Mann hinzu.

Land- und Hauswirtschaft.

Das Verhältnis des Ackerbaues zur Viehzucht.

III.

In volkswirtschaftlicher Beziehung ist es gleichgültig, ob die Landwirtschaft einer Gegend das Angebot marktfähiger Produkte (Getreide) beschränkt, indem sie einen Teil derselben an die Hauswirthe veräußert, auf diese Weise in die Form von tierischen Produkten umsetzt und auf den Markt führt, oder indem sie den Anbau marktfähigen Getreides beschränkt und an Stelle desselben die in der Regel nicht marktfähigen Futtergewächse anbau zum Zwecke der Herovorbereitung von tierischen Erzeugnissen anderer Art (Fleisch, Wolle &c.). Diese wie jene sind für die Bedürfnisse unserer Bevölkerung von Werth und müssen im richtigen Verhältnis angeboten, d. h. auf den Markt gebracht werden.

Das Verhältnis von Getreidebau zu Futterbau ist unter den gegebenen wirtschaftlichen (örtlichen) Verhältnissen zunächst eine Frage der landwirtschaftlichen Technik. Für uns erhebt sich die Frage der landwirtschaftlichen Technik von größter Wichtigkeit: In welcher Form lassen sich die sogenannten Rohstoffe des Bodens auf die Dauer am höchsten verwerten, in der Gestalt von Korn oder in der Form von Futterpflanzen? Die zweite, für den Landmann nicht minder wichtige Frage wurde folgendermaßen lauten: In welcher Weise soll die Verwertung der Produkte stattfinden, in der Form von Umwandlung derselben in tierische Produkte oder durch direkten Verkauf auf dem nächsten, besten Marktplatz? — In der Nähe größerer Städte wird man unter Umständen einen großen Theil seiner Produkte ganz vortheilhaft direkt verkaufen können. Wenn z. B. pro Ctr. steigt, so dürfte der direkte Verkauf dieser Erzeugnisse an den meisten Orten wohl gegeben erscheinen. Der Landwirth hat zunächst die Aufgabe, diese technischen Fragen durch möglichst sorgfältige Rechnungen zu lösen. — Es ist im hohen Grade dauerlich, daß so viele unserer Standesgenossen dem Rechnungswesen, der landwirtschaftlichen Buchführung zu geringe Beachtung schenken, ohne doch in den Tag hineinwirtschaften und sich nicht klar machen — durch Rechnung — ob sie so oder anders wirtschaften müssen, ob sie diesen Zweig ihrer Wirtschaft ausdehnen und einen andern lieber einschränken sollen. — Man kann und darf heute ohne eine regelrechte Buchführung nicht mehr wirtschaften!

Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse einer Gegend, die Marktanprüche derselben bestimmen nach unseren Erfahrungen zum nicht geringen Theil die Art und Form, in welcher der Landmann seine Ackerbau- und Viehprodukte auf den Markt zu führen hat. Wenn z. B. in der Gegend des südböhmischen Europas das Volk im Großen und Ganzen kein Bedürfnis zeigt, Butter zum Essen oder solche zum Fetten der Speisen zu verwenden und dem Hefe den Vorrang nicht, auch die verschiedenen Gerichte mit Olivenöl oder Hammelfett zubereitet, so würde es dort höchst unwirtschaftlich sein, große Milchkuhe zu halten, deren Milch in Butter umzuwandeln und diese auf den Markt zu bringen. Das Hammelfett steht dort nahezu eben so hoch im Preise wie die (sogar meistens sehr schlechte) Butter. Wir haben oftmals auf den südeuropäischen Märkten Gelegenheit gehabt, unsere Vermuthung darüber auszusprechen, daß Butter nur in ganz geringen Quantitäten zum Kauf angeboten wird. Wenn aber andererseits unsere hiesigen Landleute jene großen und zahlreichen Bündel Zwiebeln oder Paprika auf unsere Märkte führen würden, welche auf den Bazar orientalischer und südböhmischer Städte gebracht werden, so dürfte die Nachfrage nach diesen Artikeln nur wenig befriedigend ausfallen und ein großer Theil derselben müßte wieder in die Dorfmärkte zurückwandern. Wir haben auch schon mehrfach auf den hiesigen Märkten erlebt, daß dieselben mit Produkten des Acker- und Gartenbaues, z. B. Gurken, so stark überfahren wurden, daß die Produzenten sich

erzürnten Kobold, sondern in einem gewissen Andern zu suchen sei, den man aber nicht zu nennen wagte, weil, das fühlten die einfachen Leute wohl, noch jeglicher Beweis seiner Schuld fehlte.

genötigt haben, den größten Theil derselben wieder mit Zurück zu nehmen oder zu sog. Schleuderpreisen abzugeben.

Die physikalische Beschaffenheit und die chemischen Bestandtheile des Bodens sind entscheidend für die Anbauverhältnisse und die Wahl der zu kultivirenden Gewächse. Ein harter Getreidebau läßt keineswegs auf eine schwache Viehhaltung schließen und ebensowenig entspricht ein schwacher Körnerbau unter allen Umständen einer starken Viehhaltung. Wenn wir hier oder dort den Getreidebau in größerer Ausdehnung mit Vortheil betreiben sehen, so beweist dieses in den allermeisten Fällen, daß sowohl die Verhältnisse des Bodens wie des Klimas jenen begünstigen, keineswegs ist damit aber gleichzeitig der Beweis geführt, daß hier durch den Getreidebau stets die höchste Rente erzielt wird. Es kann unter Umständen die Viehzüchtung und -haltung ebenso rentabel sein wie der Ackerbau. Es sind uns z. B. in Holstein auf der West viele Wirthschaften bekannt, wo nahezu zwei Drittel (2/3) des ganzen Areals mit Getreide bestellt werden, aber nichtsdestoweniger die Viehzucht rentabler genannt werden kann als der Ackerbau. Aus welchem Grunde betreiben dort die Landleute einen so weit ausgeübten Getreidebau? Man frage dieselben einmal; man wird häufig finden, daß die Leute nicht rechnen und durch Zahlen nicht beweisen können, daß ihre Wirtschaftsweise die richtige, eine rationelle ist.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle versuchen wollten, den Beweis zu führen, daß ein bloßes Zahlen-Verhältnis zwischen Körner- und Futterbau nicht entscheidend ist für die Nationalität eines bestimmten Wirtschaftsbetriebes, für die Rentabilität von Ackerbau oder Viehzucht. Bekanntlich lassen sich allgemein gültige Regeln für das quäl. Verhältnis nicht aufstellen, und wir sehen uns überall genötigt, durch Versuche und Rechnungen es festzustellen, wie wir unseren Wirtschaftsbetrieb einzurichten haben, um dauernd die bestmögliche Rente zu erzielen. Das fragliche Verhältnis ist ebensoviele abhängig von technischen wie von volkswirtschaftlichen Bedingungen, die ganz außerordentlich verschieden sein können. In allen Orten, wo der Viehzucht die Aufgabe zu theil wird, den Kreislauf der Pflanzennährstoffe zu erhalten, oder die Düngungsmittel für die mineralischen Dünstoffe zu liefern, werden nach unseren Erfahrungen vorzugsweise die chemischen und physikalischen Verhältnisse des Bodens in Betracht zu ziehen sein.

Die Nachahmungsgabe der Vögel und das Zungenlösen.*

Der so hoch begabte und von der Natur in mancher Hinsicht bevorzugte Vogel ist auch hinsichtlich seiner Stimme gütiger betradt worden als andere lebende Wesen. Der erstaunliche Tonreichtum seiner Stimme und ihre außerordentliche Vielseitigkeit gestattet dem Vogel allen seinen Empfindungen und Gemüthsbewegungen Ausdruck zu verleihen. — Härlichkeit und Liebe, Verlangen und Sehnsucht, Lust, Freude und Wohlbehagen, dann aber auch Abscheu und Haß, Mergel und Wuth, Angst und Schrecken, Trauer und Weid, Unbehagen und Verdruß — alles tritt wieder in der Vogelstimme.

Der Vogel besitzt die außerordentliche Gabe, eine nicht nur seiner Art allein, sondern auch anderen Vögeln klar verständliche Sprache zu sprechen. Die beiden Gattungen eines Pärchens der Elstern, Krähen und anderer Vögel schweben namentlich nach einer Trennung viel und anhaltend mit einander. Die zusammengehörigen Pärchen der kleineren Papageien plaudern den ganzen Tag. — Wer kann wissen, was sie sich erzählen.

Es ist nicht die Sprache resp. Stimme des Vogels und ihre zum Vollstaud gelangte Blüthe — der Gesang, so wie beide seiner Art eigenthümlich sind, sondern ihre durch gewisse

* Unter theilweiser Benennung von Drehm's „Leben der Vögel.“

allein überlassen war. Kein Civilwundarzt erhielt die Erlaubniß zur chirurgischen Praxis, wenn er nicht eine Barbiergerechtigkeit an sich brachte. Durch das Gesetz vom 7. September 1811, welches sämtliche Real-Gewerbeberechtigungen aufhob, wurde das Barbieren auf einen Gewerbebesitzer freigegeben.

Schon die Griechen hielten ihre Mützen, Badedienere, die das Abreiben und Salben im Bade besorgten, nebenher auch schreiben und zur Ader lassen. Bei den Römern, denen gleichfalls der kaiserliche Gebrauch der Ader sehr beliebt war, befanden sich in den öffentlichen Badeanstalten eigene Bededienere. Auch als Aufwärter der Küche bei Zubereitung der Ader kommen Ader vor. Plinius erwähnt renuncos et mediastinos medicorum. Die renuncos sind gleichbedeutend mit balneatores, die mediastini stellen eine Gattung von Bedienten vor.

Im Mittelalter erhielten sich die öffentlichen Ader bei den Saragenen und in dem morgenländischen Kaiserthum. Im Abendlande indeß verfielen sie unter dem Joche der eindringenden Barbaren, bis zur Zeit der Kreuzzüge der Gebrauch von Ader mit Strenge gegen den um sich greifenden Ausruf abgeklopft wurde. Der kirchlichen Trammung mußte das sogen. Brautbad vorangehen. Die Professionisten wurden jeden Sonntagabend von einem Trupp Bedienten mit Bedenmusik zum Baden eingeladen. In den Städten entstanden Badeluben und Ader, letztere meistens nur weibliche und weiblicher Abkunft. Auch das Geschäft eines Aderers galt in Deutschland als unehrlich. Kaiser Wenzel (1378—1400), welchem die schöne Tochter eines Aderers das Leben rettete, befreite 1406 die Ader durch ein Privilegium, das ihnen die Führung eines Generalswappens zusagte, von der auf ihnen lastenden Anrüchlichkeit. Jüngst wurden sie erst durch den erwähnten Reichstagsbeschluss. Sie bildeten seitdem eine besondere Zunft und mußten ihre Badeluben zum Unterschiede von den Barbierluben, welche 5 Betten ausbilden, durch 4 Betten bezeichnen. In Preußen wurden wegen der mannichfachen Kollisionen beide Zünfte durch das königl. Patent vom 10. Juli 1779 mit einander vereinigt. Der Name Aderer verfiel.

Heute sind viele Barbierere bei uns gleichzeitig approbirte Heilgehilfen. Sie hören es nicht ungern, wenn man sie mit „Derr Doktor“ begrüßt.

Aus der langen Reihe sprichwörtlicher Redensarten, die den Ader zum Gegenstande haben, zeigt sich einige harte: „Der dem Ader“ brüdt ebenso wie „unter den Augen“ Nähe und Gegenwart an. Einem etwas in den Ader (unter die Augen) lagern ist gleichbedeutend mit gerade heraus sagen. Etres à la barbe = en présence.

Goethe's: „Und sagten ihm von dieser Art noch viel Verblüthliches in den Ader“ (ins Gesicht) erinnert an das volks-

schämliche, „jemandem um den Ader herumgehen, ihm schmeicheln.“

Bei Schiller steht: „Wir hätten sie Ader gegen Ader empfangen und heimgegriffen“, d. h. „wir wären ihnen tapfer unter die Augen getreten.“

Im Englischen hat heard to beard die nämliche Bedeutung. (Siehe Schellens's Coriolanus.)

„Jemandem etwas in den Ader werfen“ bedeutet „ihm einen Schimpf ant thun.“

„Etwas in den Ader reiben“ ist „ins Gesicht vorwerfen.“

„In den Ader drummen, murmeln“ besagt: unverschämlich, für sich reden.

Man sagt auch: „Er liegt in seinen Ader hinein“, vermuthlich infolge der alten Gewohnheit, bei seinem Ader zu schlürfen.

„Der „durch den Ader trinkt“, schlürft langsam und vorsichtig.

Nichtenberg hat die Sprache mit dem Diktum bereichert: „Er hat sich einen Ader gemacht, kann nicht mehr über den Ader spucken“ für: er ist betrunken.

„Ich stehe bis an den Ader in Arbeit!“ seufzt der übermäßig belastete Beamte.

Gellert singt:

„So aufgelaßt wie ein Redant,
Der ich, von keinem Werth erachtet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Ader betragen sieht.“

„Leber des Kaisers Ader streiten“ heißt: Leber eine unbedeutende Sache streiten.

Dieser Bedeutung ist die Entstehung der Redensart allerdings entgegen. Es gab nämlich eine Zeit, wo man weitläufig, heftig und sehr gelehrt darüber stritt, ob Kaiser Karl der Große einen Ader getragen habe oder nicht. Tausende lachten darüber, aber mit Unrecht. Es war in der That nichtig zu wissen, ob der Kaiser seinen Ader habe scheeren lassen, weil sich Urkunden vorfinden, von deren Echtheit große Privilegien abhängen. Auf einigen derselben war in den Siegeln das Bild des Kaisers mit, auf anderen ohne Ader. Es entstand daher der sehr natürliche Verdacht, daß entweder diese oder jene untergehoben sein möchten, und es ist begreiflich, daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Ader getragen habe. Franz. Se battre de la chape à l'évêque.

„Um des Kaisers Ader spielen“ = um nichts, um werthlose Dinge, um eine Sache, an welche man nicht Anrecht hat. Des Kaisers Ader war heilig und unverletzlich: also um eine Sache, die sich nicht ergreifen läßt, wobei man weder gewinnt noch verliert. Andere denken hier an das Volksmärchen vom Kaiser Barbarossa.

Leber Hautpflege nach germanischem Muster. (Das Baden.)

Von Dr. Paul Remeyer.

„Wasser ist das halbe Leben!“ — Dieser wackere Gesinnungsspruch bezieht sich viel weniger auf das kalte Element nach seinem innerlichen Gebrauche als Verdrank, sondern mehr auf den äußerlichen Gebrauch als Hautpflegemittel, wie sich die wissenschaftliche Hygiene allgemein ausdrückt. Wie lebhaft uns in der That der Trieb, nicht bloß in der Luft, sondern auch im Wasser zu leben, innewohnt, kann man gerade in diesen Tagen des hohen Thermometerstandes allerorten wahrnehmen, wo Möglichkeit zum Bädern, Baden, Schwimmen geboten wird, weshalb die Gelegenheit häufig erscheint, diesen Trieb noch nachhaltiger zum Vorschein zu bringen und auch für die Jahreszeiten zu erhalten, wo äußere Verhältnisse und innerliches Bedürfnisgefühl weniger laut zu wasserfreundlichen Lebensweise mahnen und sich der Meisten gegen eine förmliche Wasserpflege demüthigt. Vielleicht aber genügt eine förmliche wie diese, solch Befangene weitentlangt jetzt einmal zum Besuche der Anstalten zu veranlassen, wie sie jetzt, immer zahlreicher in deutschen Städten entstehen, die Wiederaufnahme der von unseren Vorfahren jahraus jahrein, wenn auch unter weit weniger annehmlichen Verhältnissen, von Mann und Weib, Jung und Alt betriebenen Hautpflegepraxis verüben. Ich

meine die, um nur einige zu nennen, in Berlin, Magdeburg, Leipzig, München, Dortmund, Barmen, Essen, Danzberg, Bremen, Hamburg, Altona gebotenen Schwimmbassinallen, in welchen man unter Dach und Fach, aber in luftiger Halle, abends bei Beleuchtung, im Winter auch bei künstlicher Wärmung zum Baden nach urgermanischem Vorbilde Gelegenheit findet. Wie unser Vaterland im Mittelalter in jeder Stadt mehrere damals sogenannte Badeluben hatte, so sollte nunmehr aller Orten mit der Errichtung von Schwimmbassinallen vorgegangen werden, worauf sich bald eine Verbesserung des allgemeinen Gesundheitsstandes herzustellen würde. Müßen ihnen für die Sommerzeit die natürlichen Badegelegentheiten, wo sie zu haben, selbstverständlich als gleichberechtigt gelten, so sollte mit dieser Voranstellung der winterlichen Einrichtung gleich der hygienische Verhalt eingeführt werden, daß der richtige Deutsche nicht bloß zu gewissen Jahreszeiten, auch nicht bloß dann und wann, sondern tagtäglich Baden gehen soll. Ein schweizerischer Gesundheitslehrer predigt unter Hinweis auf die dem neugeborenen Kinde allenthalben angegebene Hautpflege den Grundsatz: nicht bloß das erste Jahr hindurch soll täglich gebadet werden, sondern so lange, bis es das — sechzigste



Jahr erreicht. Ganz gesundheitsgemäßer Weise wird auch in der Kinderlunge die Temperatur des Wassers allmählig vom warmen zum kälteren Grade herabgesetzt, welcher schließlichsalt dann gelassen werden kann, wenn die Fähigkeit des Hiebergewässers der Regel nachzukommen gestattet, daß man, wenn einem kalten Baden zu bekommen soll, sich dabei lebhafteste Bewegung machen soll. Wie sich das bei den Alten von selbst verstand, lehrt die Erziehungssprache von damals, welche Schwimmlektionen gleich hinter Lesen- und Schreibunterricht setzte und sicherlich schwamm auch die germanische Jugend zur Zeit des Tacitus, wie die Frösche, was heutzutage kaum noch einem Bruchteil nachgerühmt werden kann. Die weibliche Jugend vollends gewann erst in der Keuzzeit an dieser Erfindung Geschmack, nachdem auch das Vorrurtheil, daß sie sich ebenio wenig wie Schlittschuhlaufen für Mädchen geizige, geschwunden und seitdem eben durch - sagte Schwimmbassinhalten die Gelegenheit leichter geboten wird.

Auf das Vollbad im verhältnismäßig kalten Wasser, fürzer gesagt: auf das Schwimmbad als die sowohl in unserem Klima gesunde, wie auch ins ganze unserer Kulturwohnhelien am besten passende Form sei hiermit um so größerer Nachdruck gelegt, als besonders Erwachsene, wenn sie auf Hautpflege ausgehen, Vorliebe für die aus anderen Himmelsstrichen oder ursprünglich zu Heilzwecken eingeführten Arten des römisch-irischen Quin- oder des russischen Dampfbades vertraut, welche Neigung aber vom hygienischen Standpunkte als ungeründet, ja in ihrer Ausführung oft genug als gesundheitswidrig bezeichnet werden muß, zumal wenn, wie man das jetzt immer häufiger zu sehen bekommt, planlos römisch-irisch und russisch nach einander in einer Sitzung gebadet wird. Unsere neu errichteten Anlagen zeigen daher darin einen Fortschritt, daß sie den meisten Platz den Schwimmbassin vorbehalten, daran eine Reihe von Zellen mit Wärme und Brause und mehr nur als Anhang für Ausnahmefälle einen bescheidenen römisch-irischen Baderaum fügen. Dies Beispiel sei zur Nachahmung überall da empfohlen, wo man nicht mehr bloß einen Besuchsort für die begüterte Wünderheit, sondern eine ächte Volkbedürfnisanstalt, ein "Vollbad" herzustellen unternimmt, welches - wie z. B. gleich der erste Jahresbericht der jungen Osniadriner Anstalt deutlich zeigt - durch die "bringende Menge" ähnlichen Gewinn abwerfen wird, wie z. B. der jetzt im Verhältniß zur Willigkeit seiner Preise einträglichste Pferdebahnhalt.

Das Bannenwollbad bildet einen unentbehrlichen Bestandteil des Vollbades in seiner Eigenschaft als Reinigungsbad, welches außer verhältnismäßig warmem Wasser (bis + 30 ° R.)

Zubillensnahme von Seife - ebenfalls ursprünglich ein germanisches Erzeugnis - und zum Beschluß fette Abreibung verlangt. Auch der täglich kalte Badende soll wenigstens einmal die Woche in der Helle warm mit Seife baden, um die über zwei Millionen Schweißporen seines Hautorgans gründlich zu öffnen und die behändig schiebende Verkrüftung von Schmutz und Unkraut zu befreien. Die kalte Brause oder Regenbad, also nicht "Dusche", welche so einen Spritzstrahl bedeutet, muß das Bad nach 10 bis 15 Minuten darum beenden, weil ausgleichliches Warmbaden das Hautorgan erschläßt und nachher der Erhaltung leichter ausbleibt, wogegen die Brause gerade gegen diesen so gefährlichsten Anfall abhärtert und die Helle mit dem Gerüche der "Schlamm" verlassen heißt, weshalb man sich auch sogleich in gelüfterter Kleidung im Freien ergehen soll.

Aus diesem Grunde eignet sich das Warmannenbad mit kalter Brause auch für den bisher wasserförmigen Gendarmen beizens als Vorkurs zum Schwimmbassin- oder Flußbad, dessen stählende Wirkung sich vollends durch ein über die ganze Oberfläche verbreitetes Gefühl von Durchwärmung - ähnlich dem eines geheizten Ofens, mit welchem unser Leib überbaut die größte Lebendigkeit besitzt - sowie der "gewedeten Lebensgeister" bekundet. Die dieser Form von wasserförmigen Wunden gern nachgelagte Erklärung soll auch hier gar nicht in Abrede gestellt, wohl aber statt dem Wade als solchem dem gesundheitswidrigen Verhalten vor und nachher schuldgebend werden. Demnach erkaltet man sich in der That durch das im entleerten Zustande beliebte "Abblühen". Allerdings soll man sich, wenn von einem Marische erbit und kurzathmig anlangend, zunächst, aber bei wenigstens noch halbbeleibtem Körper ausruhen, dann aber heißt's: reich ganz ausgezogen und plumpsbinein! - Unter lebhafter Bewegung bleibt man nun so lange, etwa 15 Minuten, darin, bis man sich deutlich kühler werden fühlt. Nummehr gilt's wiederum, anfast nackt, naß und zähneklappernd herumzufliehen, reich den aus starkem Einmen gefertigten Bademantel umzutun und sich mit einem Handtuche nicht nur abzutrocknen, sondern auch kräftig abzuwischen, hierauf schleunigst anzuleiden und einen flotten Spaziergang anzutreten.

So gebraucht, wird das Schwimmbassin- oder Flußbad für jedermann zur sommerlichen wie winterlichen "Reitaution" im edelsten Sinne oder, wie in der Vorhalle des berliner Admiralsgartenbades zu lesen steht:

Jugendbrunnens Jambertkat
 "Nicht bloße Sage,
 Jugendbrüche giebt das Bad
 "Zaubert alle Tage."

Aus dem Waldleben.

Feuer.

Verstülte Stürme segten die letzten gelben Blätter von den Bäumen und einzelne Schneeflocken verflüchteten, daß die Zeit der Dorrkirmen gekommen sei. In den Wäldern, wo man keine Kirmen, sondern Jagdmärkte hat, fliegt man zu sagen, die Stadtkirmen sei jedesmal am Sonntag vor dem ersten Schnee, während dieses Fest auf den Dörfern ohne Rücksicht auf den ersten Schnee regelmäßig zur bestimmten Zeit wiederkehrt. Denn sind die Feldfrüchte eingeebnigt, so kam der Landmann nach durchbleibter schwerer Arbeitszeit sich bei grillüsten Speichern einige frohe Tage gönnen, die be- nachbarten Freunde besuchen, mit ihnen schmücken und nach den Klängen der Dorfmusik ein Tänzen machen. So war es auch auf einem der Nachbarhöfe von Bachhausen, in Mebeleben.

Der Müller Erhardt nebst Familie legte gern der Einladung eines dortigen Letters. Die Müllerin sog das neue Kleid an, welches sie sich eigens zu diesem Vergnügen in der Stadt hatte anfertigen lassen, und rief tiefen Anblick der puffygen neuen Mode einmal über das andere: "Nu jo was! Nu jo was! Ich sehe ja nun gerade so schmund aus wie eine Stadtmade! - Nu jo was! Nu jo was!"

Vor die Kutsche wurde die wohlgenährten Schimmel gespannt, die ganze Erhardt'sche Familie stieg ein und freundlich grüßend fuhren sie an der Oberförsterei vorüber. Hier verließ gerade das schönstens gepuzte Dienpersonal das Gefährt, um

ebenfalls der nachbarlichen Festlichkeit zumwandern. Selbst der alte Johann fehlte dabei nicht, denn auch er hatte die Absicht, heute abend mit der Christine ein Tänzen zu machen, um ihr zu beneiden, daß er noch gar nicht alt, sondern noch recht flink auf den Weinen sei, und so ihre Gunst sich zu bewahren.

Die Sorge für das Vieh war einer langjährigen Tageshüterin des Hauses, der Frau Kunze, übertragen, und zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten hatten sich die Töchter erklärt. Bald Tage später aber sollten sie die Kirmen im Mebeleben Parfäule mitfahren zu können, vorausgesetzt, daß es der Gesundheitszustand der Mutter gestatten werde. So war an alles bestens gedacht, man konnte ruhig schlafen gehen und sich freuen, wohlgebornen unter dem schützenden Dache bleiben zu dürfen, denn draußen segte ein kalter Wind über die Hüden.

Die Schweitern prüften vor dem Schlafengehen vorrichtig die Riegel der Thüren und Lufen auf dem Hofe, damit sie im Winde nicht klappen konnten, verlockten die Kofeln in den Ofen und wünschten den Eltern herzlich "gute Nacht."

Bald hielt sie der feste Schlaf der Jugend umfangen. Nur die Mutter konnte nicht einschlafen, der Wind pustete gar zu arg durch die entblätterten Bäume im Garten, und die uns bekannte Kage jagt ängstlich miand vor der Hausthüre, Einlaß begehrend. Diejem Wünsche aber konnte die zwar genehnde, aber noch immer sehr schwache Frau nicht nachkommen; den Gatten aber der Kage wegen in seinem erften

Schlummer zu stören, das vermochte sie nicht übers Herz zu bringen. So dämmerte sie, wie man zu sagen pflegt, zwischen Schlafen und Wachen, als plötzlich ein Lichtstrahl das Schlafzimmer erhellte.

"Heiliger Himmel!" Eine Flamme züngelte armlang aus dem nahen Kestigaufbau empor, gedankenstücheln an Größe gewinnend.

"Karl!" rief die Frau, "am Gotteswillen, Karl! Es brennt dicht an unserm Hause! Rettet mich!"

Die drohende Gefahr erkennend, sprang Rudolf auf und schon kamen die Töchter, die im Obergeschlo schliefen, die Treppe herab, erfassten die Betten, und der Vater trug die Lebende nach der entfernteren stehenden Scheune. Die "alte Kunze" erhielt den Befehl, die Mutter unter feinen Umständen allein zu lassen.

Und jetzt hieß es zugreifen und zu retten, was zu retten möglich war. Die Größe der Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Kein Wort wurde gesprochen, ein jeder griff ein, mit schnellem Ueberblicke und gethätem Muthe das Wichtigste erkennend. Es galt in ihrer thürten Lage auf sich selbst, auf die eigene Kraft sich zu verlassen.

Bertha, ohne an ihre leichte Nachtkleidung zu denken, ergriff einen Spaten, sprang in den Graben und warf einen Tamn auf, um das Wasser des kleinen Bades zum Vöchen des Feuers aufzustauen, während der Vater das Haus mit der Handbrücke naß zu erhalten suchte und Hedwig und Anna austräumte soviel sie vermochten.

Aber höher und höher lohete die Flamme, immer näher herandrückend mit genialiger Schnelle. Das Birkenreißig brannte wie Schwefel in bläulichem Scheine. An Rettung des tollstalen Holzstokes war nicht zu denken. Nur das Fortihaus hoffte der Oberförster und seine Töchter so lange zu halten, bis das Wichtigste geborgen war.

Ob die Mühle bereits brannte, konnte man nicht untergehen - dichter Rauch lagerte zwischen den nachbarlichen Gehöften - nur die Obergeschlo hielten die Flamme etwas auf in ihrem entsehligen Laufe nach dem Fortihause zu, wie getreue Wächter sich selbst zum Opfer bringend.

Schon zerbrangen die Fensterheben, die Ziegel auf dem Dache von der zunehmenden Gluth! Das Feuer hatte in dem dünnen Birkenreißig mit Uligeschnelle an Umfang gewonnen, ehe nur ein Mensch in dem nächsten Orte es gewahrt werden konnte und die wenigen Bewohner von Bachhausen waren fort - fort zum frühlichen Kirmesfeste nach Mebeleben!

Die Gluth stieg zu solcher Höhe, daß die Wädden die Wertgegenstände nicht mehr in die Scheune zu bringen wagten, denn selbst diese schon gefährdet. Hier lag die Mutter unter dem Schutze der laut betenden Frau Kunze, sprachlos in die Flammen blickend. Frau Kunze aber war so außer aller Fassung, daß sie trotz der blendenden Helle das Licht in der Katerne anzündete.

Die ersten am Orte der Gefahr waren Friedrich und Raumann, die mit thätiger Hand zugegriffen und zunächst die Dienstakten zu sichern suchten.

Da - plötzlich, wie durch höhere Hand geleitet, wendete sich der Wind und brühte die thurmhohe Feuerfäule seitwärts, hinüber nach dem Garten der Oberförsterei. So war für den Augenblick die größte Gefahr abgewendet, zugleich aber alle Passage auf dem ersten zurücksehrenden Wäldersente konnten nur auf einem Umwege ihr Heim erreichen. Ohne nach folgte ein großer Theil der Bewohner und Kirmesgäste von Mebeleben. Nicht hinter dem Feuerherde und Kirmesgäste von Mebeleben durch die Gluthen bringen, niemand durch den Rauch sehen und erkennen, wie weit die Flamme bereits um sich gegriffen hatten. Man vernahm nur vereinzelte Rufe der Feuerwehzmänner und den zischenen Laut des Wasserstrahls der Spritzen, die raselnd von allen Seiten herbeigekommen waren.

"Die Mühle brennt!" schallte es gellend ferüber. Aber im selben Augenblicke überdeckte der Schleich einer Spritze den Pausgabel des Gebäudes mit kräftigem Wasserstrahl und löschte das bereits lodende unerkleibte Balkenwerk. - Wie Feuerwogen wälzten sich die Flamme in des Oberförsters Garten, dort die herrlichen Kirich- und andere Obstbäume mit ihrem glühenden Harche versengend.

Noch waren die harten Reste des Kestigaufbaues nicht verloscht, noch stand er in seiner imposanten Höhe, durchloret von

tausend Feuerzungen, die, durch das Wellholz genährt, an dem stärkeren Holze lekten, welches den Flammenpfeil gleich einem schwarzen Stitterwerk durchzog. Länger widerstand dieses stärkere Holz den zerstörenden Flammen, und so fand der Palast des kleinen Hausgeistes, die Residenz des Kobolds, als ein ritziger brennender Scheiterhaufen da und lobere und leuchtete, weithin die Gegend erhellend, in die dunkle Nacht hinein!

Der wechselnde Wind und die Wirkung einer trefflichen Spritze hatten die Gefahr von der Oberförsterei abgewendet. Die franke Frau Oberförstlerin konnte wieder zurückgekehrt werden aus der unfremdlichen Scheune in eine erwarnte Stube, und Frau Kunze gewann dadurch Zeit, ihre Kengier zu beschreiben und sich das Feuer genauer anzusehen. Hauptächlich war ihr darum zu thun, zu borden, welchen Ton der Kobold von sich geben würde. Und wirklich hörte sie eine Stimme, die wie ein schrilles Hohnlachen klang, auf die aber im Drange der Vötharbeiten kein anderer Mensch aufete.

"Da siehst man es!" triumvirte die gute Frau, "ich sagte es gleich, was hoch der Ungläube thut! Alle Jahre, von Kindesbeinen an, hat der Müller, und schon der Vater des jetzigen, sein Holz hier aufgeschichtet, aber die Leute waren klug und niemand hat den Schuggeist gerufen - und nun!" - "Ich sagte es gleich, als am Sonntag so viel Leute drum rum standen - ich sagte es gleich; das giebt ein Unglück! Das konnte gar nicht anders kommen, denn der Ungläube hat jetzt zu sehr überhand genommen - die junge Welt will klüger sein als die Alten."

Das Raufonement der Frau Kunze wurde durch einen Reiter unterbrochen, der in vollem Jagd daher kam. Es war Doktor Dittmann, den die Besorgnis um seine Patientin und noch mehr das Verlangen, der Familie und besonders dem Fräulein Bertha in der Bedrücknis zur Seite zu stehen, zu so eiligem Ritte angepörrt hatte.

Seit erst dachte die Wädden an ihren höchst mangelhaften Klug. Aber wo waren sie hin, ihre Kieder? Alles lag mirr durchgehender, wo es im Orange des Augenblicks grade hin gereich - und nun der Arzt! was würde der sagen, wenn er sie in klüger Nacht barfuß und nur halb bekleidet antröf?

Da galt es zu gar wunderlichen Hülfsmitteln zu greifen. Eine Zede nahm, was sie ergreifen konnte, und obenauf lagen des Vaters Uniformhosen, Jagdoppeln und der arme Waffensrod mit den goldenen Wädhelmschirmen! Aber Nichts feunt kein Gebot. Gaben die Wädden in Uniform auch recht poffertlich aus, so ließ der Ernst des Augenblicks es kaum bemerken und kein Scherz wurde laut, an dem es unter andern Umständen sicher nicht würde geföhrt haben.

Das Feuer blieb auf seinen Heerd beschränkt; die Gefahre war vorüber. Ringsum standen Spritzen und zahlreiche Mannschaften, um noch eine Weile Wade zu halten und bereit zu sein. Das Fortihaus stand, wenn auch mit zerbrungenen Fenstern und lüdenhaftem Dache, doch ziemlich unversehrt. Der Kranken konnte man die auf der andern Seite belegene Stube wieder einräumen. Doktor Dittmann übernahm in liebevoller Besorgnis für die nächsten Stunden die Wade bei der Lebenden, die nun, warm gebettet, sich weit weniger angegriffen fühlte, als sich ermarken ließe.

Nach klüger Aufregung und Anstrengung, nach überfländener drohender Gefahr fühlte sich der Mensch gehöhlich erleichtert und hehlich. So war es auch hier, nachdem die Zeit für die Bewohner des Fortihauses gekommen war, welche ihnen gestattete, wieder an sich selbst zu denken.

Auch die schon von den Flamme ergriffene Mühle war erhalten geblieben. Oberförsters und Müllers gaben mit vollen Händen, was Vorrathskammer und Keller vermochten, um die Volksmannschaften zu erquiden. Frau Erhardt im neuem puffygen Kirmeskleide stand mitten unter ihnen, und die Hände zum Himmel erboben rief sie einmal über das andere: "Nu jo was! nu jo was! 1500 Schock Reissigwellen! nu jo was! nu jo was!"

Der Gatte aber flüsterete ihr bei jedem Gelegenheits leise ins Ohr: "Man stille und nicht solchen Eifer gemacht! wir sind ja in die Feuerversicherung!"

Das Feuer ist angelegt! hörte man erst leise einzelne Stimmen, dann hieß es laut und allgemein: das Feuer ist angelegt, weil niemand zu Hause war! Von unten darauf hat es gebrannt, grade von dort, wo derjenige saß, dem diejenige die

